

Predigt über Lk 2, 41-52

3.1.2021 Johanneskirche Stuttgart

Dr. Lucie Panzer

Nach einer Reihe von Festtagen, streben die Menschen wieder ihrem Alltag entgegen. Auch wenn in diesem Jahr vieles anders war: Gefei-ert haben wir doch, Weihnachtsbäume haben Kin-der begeistert, wir haben wenigstens einen Teil der Familie gesehen und viel telefoniert. Ich kann jedenfalls sagen: Die zurückliegen- den Feiertage waren schön - trotz allem. Und jetzt fängt der Alltag wieder an, auch wenn wir noch nicht so richtig wissen, wie es wei-tergeht mit dem Lockdown. Die Festtage sind jedenfalls vorbei - auch wenn wir in unserem Bundesland am Mittwoch noch einmal Feiertag haben. Anderswo fängt morgen der Alltag wieder an.

Offensichtlich war das schon in biblischen Zeiten so. Davon erzählt jedenfalls die Ge- schichte aus dem Lukasevangelium, die für die- sen Gottesdienst heute vorgeschlagen ist. Sie erzählt, wie die Eltern Maria und Josef sich mit ihrem Sohn Jesus wieder auf den Heimweg machen nach einer Festzeit.

Ich lese Lk 2, 41-52

Ein zwölfjähriger Junge in intensivem Gespräch mit Lehrern, mit Schriftgelehrten und Pries- tern. Ein Wunderkind also? Davon ist nicht die Rede. Ein Zwölfjähriger galt damals als er- wachsen, Mädchen konnten mit zwölf bereits heiraten.

Ein Junge also, der etwas gelernt hatte. Tra- ditionen, Geschichten seines Glaubens. Und jetzt will er es genauer wissen und fragt nach. Fragt die Gelehrten, was für sie dieser Glaube bedeutet.

Wie ist das mit den Jungs und Mädchen heute, den Konfirmandinnen und Konfirmanden zum Beispiel? Was lernen die, was wissen sie vom Glauben?

"Wir wollen unser Kind nicht beeinflussen," sagen viele Eltern, "was den Glauben angeht, soll unsere Tochter, soll unser Sohn sich ganz allein entscheiden. Wir wollen da keinen Einfluss nehmen." Aber wie soll man sich für etwas entscheiden, wenn man gar nicht weiß, wozu man es brauchen kann und wie es sich auswirken könnte - weil einem die Eltern zum Beispiel, nicht sagen, wozu sie es brauchen?

Ein paar Sätze des Religionspädagogen Fulbert Steffensky gehen mir nicht aus dem Kopf: Kinder brauchen, schreibt er, "dass wir als Erwachsene ihnen sagen, was wir selber lieben und was wir verachten...Es gibt eine sanfte Art, unsere Kinder verkommen zu lassen, nämlich, in dem wir uns weigern, ihre Lehrer und Lehrerinnen zu sein. Sie müssen unsere Lehre ja nicht annehmen. Aber sie müssen wenigstens

etwas haben, wovon sie sich verabschieden können." (Fulbert Steffensky, in: Aufwachsen in schwieriger Zeit, Gütersloh 1995, S. 159)

Viele Eltern trauen sich nicht, vom Glauben zu reden, weil sie fürchten, dann schließlich doch nicht die richtigen Antworten geben und alles richtig erklären zu können. Ich glaube aber: Viel wichtiger ist z.B. mit den Kindern beten. Vor den Kindern beten. Da erleben sie: meine Eltern vertrauen Gott. Sie sagen ihm, was sie auf dem Herzen haben. Sie bitten ihn. Und sie erfahren: Gott kann ich vertrauen - so wie meine Eltern das tun - oder meine Großeltern. Dann kann auch bei Kindern das Vertrauen wachsen. Und dann auch das Interesse an den Geschichten der Bibel und am Gottesdienst und an der Gemeinde, in der sich die Menschen versammeln, die beten und also auf Gott vertrauen.

Der Junge in der Geschichte, Jesus, hört zu. Er hört, was die Erwachsenen für Erfahrungen

gemacht haben mit Gott und mit ihrem Glauben. Und dann fragt er. Die Reihenfolge ist wichtig, aber auch, das beides geschieht. Fragen heißt, die eigenen Lebenserfahrungen in die Glaubensgeschichten hinein zu nehmen. Nur wer fragt, wie das denn zusammen passt: mein Leben heute und die alten Geschichten, meine Erfahrungen, die bösen und die guten und die Erfahrungen der Menschen von damals - nur wer fragt, kann Antworten finden. Und nur, wo der Glaube sich den Fragen aussetzt - gerade auch den pointierten, den oft provozierenden Fragen der jungen Leute - nur da, wo der Glaube solche Fragen zulässt und sich solchen Fragen aussetzt, kann sich zeigen, ob er tragfähig ist und glaubwürdig.

Wenn zum Beispiel erzählt wird, dass Menschen, die gelähmt waren wieder auf die Beine kommen und das Leben unter die Füße kriegen, als Jesus sie von ihrer Vergangenheit losgemacht hat --- dann fragt mich das, warum ich denn nicht von meiner Vergangenheit los komme. Und was

ich denn tue, wenn ich andere immer wieder auf das festlege, was war. Und wenn da erzählt wird, dass es für alle zum Leben reicht, wenn wir teilen, was da ist --- dann fragt mich das, warum es denn in unserer Zeit immer noch nicht für alle reicht.

Die alten Geschichten des Glaubens wecken Erwartungen, machen Hoffnung, zeigen ein Ziel. Ist es ein Wunder, dass das diesen Jungen nicht mehr los lässt? Eines Tages wird er sein Leben dafür einsetzen.

Ich denke an die Geschichte, die wir nun gerade wieder in unseren feierlichen Gottesdiensten am Weihnachtsfest gehört haben. War da nicht die Rede von großer Freude und von "Frieden auf Erden"? Frieden auf Erden, wo Menschen den Weg Jesu gehen: das wäre ein Ziel, zu dem es lohnt, aufzubrechen. Freude, auch in Zeiten der Pandemie: einander Freude machen und am Leben Freude haben trotz allem - wäre das nicht ein Ziel für das kommende Jahr?

Gott jedenfalls will, dass alle Menschen Freude haben, hat uns die Weihnachtsgeschichte erzählt.

Erstaunt und verwundert waren die Eltern über ihren Sohn und vorwurfsvoll. Es ist doch Zeit, wieder in die Realität des Alltags zurückzukehren, werden sie gedacht haben. Der Glaube, das ist doch mehr was für die Feiertage.

Aber gerade ihr vorwurfsvolles Drängen sagt mir: Es tut nicht gut, allzu selbstverständlich und allzu schnell wieder zur Tagesordnung überzugehen. Wer bei dem Erlebten noch ein wenig verweilt, genau hinhört, Fragen stellt, nach Antworten sucht - der findet neue Perspektiven, die über die Feiertage hinaus in den Alltag hineinreichen. Wer Ernst macht mit dem, was die alten Geschichten der Bibel ihm sagen - für den tun sich neue Ziele auf..

Amen.